

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Luise Rinser**

**Silberschuld**

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Am frühen Morgen des 15. September schrecke ich aus dem Schlaf auf. Es ist noch dunkel. Hat das Telefon gelaütet, oder habe ich geträumt? Ich nehme schlaftrunken den Hörer ab. Von weither eine fremde Stimme: »Heute früh wurde Abberwill zur offenen Stadt erklärt.« Nichts weiter. Ich habe doch wohl geträumt. Aber geträumt oder nicht: was für eine sonderbare Mitteilung kam mir da zu? Wie heißt die Stadt? Aberwil, Oberweil, Abba-ville? Gibt es eine Stadt solchen Namens? Der Klang bleibt mir im Ohr. Ganz fremd ist mir der Name nicht. Nebelschleier über meinem Gedächtnis. Aber was heißt das denn: »zur offenen Stadt erklärt?« Rom, offene Stadt. Ein Filmtitel. Die Wirklichkeit: 1944 war Rom zur offenen Stadt erklärt worden. Das hieß: die Stadt wird nicht verteidigt, also darf sie nicht angegriffen werden. Sie stellte sich sozusagen tot. Damals war Krieg und Rom die Kapitale. Aber jetzt ist kein Krieg, und welche Wichtigkeit kann dieses Abawil haben? Ich habe doch wohl geträumt.

Aber mir ist ein Köder zugeworfen. Ich kann nicht mehr weiterschlafen. Ich hole das Büchlein mit den Postleitzahlen. Abtswind, Abtweiler, Albersweiler, Appenweier. Wie aber sagte die Stimme am Telefon? Ich warte ungeduldig, bis das Reisebüro öffnet. Gibt es einen Ort namens Abbewil oder so ähnlich?

Hier auf unsrer Seite nicht. Das kann nur Abbeville sein.

Das liegt jenseits der Grenze. Wollen Sie Genaueres wissen? Dann müssen Sie bitte ins Reisebüro kommen. Ich versuche, Informationen zu finden.

Die Auskunft: eine Stadt aus dem Mittelalter mit einer vollständig erhaltenen Stadtmauer, mit alten Wehrtürmen und mit schönen Fachwerkhäusern aus dem 16. Jahrhundert.

Eine Ansichtskarte: eine hübsche Stadt, geeignet für historische und für Heimatfilme. Ich gestehe mir ein, daß ich anderes erwartet habe, aber was?

Das Fräulein im Reisebüro sagt: Die Stadt ist etwas schwierig zu erreichen. Hier die Straßenkarte.

Aber die ist alt.

Das macht nichts. Flüsse und Berge und Dörfer bleiben doch an ihrem Platz, sagt das Fräulein.

Nicht immer, sage ich.

Das Fräulein sagt: Wenn Sie hinfahren, vergessen Sie nicht, daß die Stadt auf der andern Seite liegt. Welchen Weg Sie auch nehmen: Sie haben immer einen Grenzübergang.

Klar, sage ich, obwohl mir die Sache keineswegs so klar ist. Die Frage ist, sage ich, ob ich überhaupt fahre.

Viel Glück, sagt das Fräulein, als habe sie nicht gehört, was ich sagte, und als sei es beschlossene Sache, daß ich fahre. Mir scheint die Fahrt jetzt ohne Sinn. Ich sage zu dem Fräulein: Das war nur eine ganz unverbindliche Information.

Ich sage das unangemessen streng, um dieses Fräulein in die Schranken zu weisen. Ich habe plötzlich den Ver-

dacht, sie wolle mich von dieser Fahrt abhalten, während sie mich scheinbar ermutigt. Oder auch umgekehrt.

Sie sagt freundlich, übertrieben freundlich, wie mir scheint: Wenn Sie zurück sind, wollen Sie mir erzählen, was Sie dort erlebten?

Was soll ich schon dort erleben? Ich schaue mir eine Stadt an, die mich interessiert aus einem eigentlich nur sprachlichen Interesse.

Ich verstehe, sagt das Fräulein sanftmütig. Ich wollte schroff erwidern, daß sie gar nichts verstehe. So wenig wie ich, aber das Fräulein sagt noch etwas. Sie zeigt auf meine Halskette: Ist die aus Silber?

Ja, warum fragen Sie das?

Weil, sagt sie und zögert, weil man dort kein Silber trägt.

Wieso nicht? Wird es einem gestohlen? Oder ist die Einfuhr von Silber verboten? Gilt man etwa als unerlaubt reich, wenn man Silberschmuck trägt?

Sie tun gut, meinem Rat zu folgen. Silber weckt dort ungute Gefühle.

Nun denn: ohne Silber über die Grenze, weil Silber un- gute Gefühle weckt. Aber jetzt bin ich neugierig, jetzt will ich fahren, ich bin plötzlich versessen darauf zu fahren.

Am nächsten Morgen fahre ich ab.

Zunächst ist die Landschaft vertraut, dann wird sie fremd und immer fremder. Ich schaue die Landkarte an. Nicht einmal die Vorkriegsautobahn ist eingezeichnet, so alt ist die Karte. Und so viele Risse hat das Leinen, auf

dem sie aufgezogen ist, daß ein Gewirr von Linien entstand, von denen nicht mit Sicherheit zu sagen ist, ob es Risse oder Straßen oder Kanäle sind. Und wo ist die Grenze, die ich passieren muß? Sie ist nicht eingezeichnet. Gab es damals, als die Karte gezeichnet wurde, diese Grenze nicht?

Ich meine mich verfahren zu haben, die Richtung verfehlt. Schon bin ich entschlossen, bei der nächsten Ausweichstelle zu wenden, da sehe ich in weiter Ferne ein einsames Haus inmitten einer sonst leeren Ebene. Ich fahre darauf zu. Das Haus, das weit weg lag, schießt jetzt auf mich zu, als führe ich mit einer Filmkamera darauf los. Jetzt sehe ich: es ist ein seit langem unbewohntes Haus, die Fensterläden sind geschlossen, aber die Tür steht spaltweit offen, gehalten von einer rostigen Kette mit rostigem Schloß, der Verputz ist an vielen Stellen abgebröckelt, die Bodenfeuchtigkeit steigt in den Mauern auf, so daß sie schwarz erscheinen. Ein Gespensterhaus. Weit und breit kein Mensch. Doch ein Stück weiter ist die Straße halb versperrt durch einen Grenzbalken, der aber an einer Seite sich aus der Gabel gelöst hat und zu Boden hängt. Der Schlagbaum zeigt Spuren von Farbe: violett und gelb, spiralig angeordnet. Welches Land hat diese Farben? Ein Pfosten trägt eine Tafel, aber die Inschrift ist unleserlich.

Ich hebe den Balken zur Seite und fahre weiter. Ich bin jetzt im Niemandsland und erwarte die andre Grenze. Aber sie kommt nicht. Die Straße scheint seit Jahren nicht mehr befahren. Mir wird unbehaglich. Aber jetzt,

da ich so weit schon fuhr, will ich weiterfahren. Umkehren ist meine Sache nicht. Ich durchquere eine Art Steppe ohne Baum, ohne Strauch, ohne Tiere, nicht einmal Krähen überfliegen das Land. Kommt denn dieses Abbeville nie? Gibt es hier überhaupt irgendwo eine Stadt? Hat man mich genarrt? Soll ich hier umkommen? Aber ich kann ja immer noch kehrtmachen. Die Grenze ist offen, den Schlagbaum habe ich selbst vollends geöffnet.

Aber nun macht die Straße eine unvorhergesehene Kurve, ein Wäldchen taucht auf und dahinter, wie dem Boden entstieg, ein Hügel mit einer Stadt. Ich kenne sie von der Ansichtskarte her: hübsch, mit Stadtmauer und Wehrtürmen. Der Hügel, von hier aus gesehen, fällt auf: ein Kegelstumpf, regelmäßig abgerundet. Das ist kein Naturhügel, der ist mit vieler Kunst aufgebaut. Mich erinnert er an die riesigen Rundhügel der Königsgräber in Korea. Die Vorstellung verfolgt mich: das ist eine Gräberstadt. Vielleicht wohnt gar niemand dort. Aber es ist doch wohl eine bewohnte Stadt. Es ist die Stadt aus dem Prospekt. Meine Steppenstraße mündet in eine andere, breitere. Die hätte ich nehmen sollen, aber wo hat sie begonnen? Ich sah keine Abzweigung. Nun, jetzt bin ich also doch angekommen, beinahe angekommen: an der Stadtmauer versperrt mir eine Menge Leute die Weiterfahrt. Eine schweigende Menge bei fieberhafter Arbeit. Ich lasse den Wagen stehen und gehe zu Fuß weiter. Kein Mensch achtet auf mich. Es scheint, als sähen sie mich nicht.

Im Weitergehen wird mir klar, was geschehen ist: ein Teil der Stadtmauer ist eingestürzt. »Eine vollständig erhaltene Stadtmauer aus dem Mittelalter«, hatte das Fräulein im Reisebüro gesagt. Wenn das bisher gestimmt hat: jetzt stimmt es nicht mehr. Etwa die Hälfte des Nord-Ost-Trakts liegt in Trümmern. Die Stadtmauer ist also offen. Die offene Stadt! So also wars gemeint. Jemand hat mir das durchs Telefon mitgeteilt. Warum aber mir? Ein Irrtum. Eine verwechselte Telefon-Nummer.

Nun bin ich eben da. Ich frage einen Mann: Wie ist denn das passiert? Aber er wendet sich ab und geht. Ich frage einen andern, ich frage eine Frau, eine nächste, ich frage an die zwanzig Leute. Sie wenden sich ab und mischen sich unter die andern. Antwort bekomme ich keine. Ich bemerke, daß sie auch untereinander nicht reden. Sie arbeiten, als gelte es ihr Leben. Vielleicht gilt es wirklich ihr Leben. Vielleicht ist ihnen eine Frist gesetzt, die nicht einzuhalten Verderben bringt. Darum wohl müssen auch die Alten und die Kinder arbeiten. Jeder scheint seine besondere Aufgabe zu haben: die einen klopfen die Steine nach ihrer Tauglichkeit ab, andre räumen die für brauchbar befundenen beiseite, andre reichen sie an jene weiter, die Maurerarbeit machen. Halbwüchsige mischen den Mörtel, Kinder tun Handlangerdienste. Dieses stumme Arbeiten läßt mich vermuten, daß hier ein Straflager ist. Jene unbewachte Grenze, jener unbrauchbare Schlagbaum, jene unlesbare Beschriftung der Grenztafel vor dem, was ich für ein Niemandsland

zwischen zwei Ländern gehalten hatte: war das eine Tarnung? Ist dieses Gebiet durch Elektronen-Augen bewacht? War ich durch jenen Telefon-Anruf hierher gelockt worden von einem unbekanntem Geheimdienst? Sollte ich auch ein Sträfling sein? Oder nur Zeugin eines Strafvollzugs? Ich schaue die Gesichter der Leute an: ihnen allen, selbst den Kindern, ist das Bewußtsein und das stumme Eingeständnis einer Schuld aufgeprägt. Niemand zwar trägt Sträflingskleidung, niemand eine aufgenähte Gefangenen-Nummer, niemand einen Winkel am Ärmel, niemand ein aufs Handgelenk eingebranntes Zeichen. Ich sehe auch keine Wächter, keine Polizei. Alle arbeiten gleicherweise. Natürlich könnten sie von dem stehengebliebenen Wachturm aus beobachtet und durch Fernsteuerung zur Arbeit angetrieben werden.

Außer mir gibt es einen einzigen Untätigen. Auf einem umgekippten Schubkarren sitzt ein junger Mensch in blue jeans, langhaarig, blond, ob Mädchen oder junger Mann, ist nicht auszumachen. Das Wesen sitzt lässig da, die Knie hochgezogen, die Hände darum gelegt, und beobachtet mäßig interessiert die Szene. Ich nähere mich diesem Wesen und erhoffe Auskünfte.

Als ich auf drei Schritte nahegekommen bin, blickt es auf und sagt: Da bist du ja.

Jetzt scheint mir das Wesen auffallend große Ähnlichkeit mit dem Fräulein vom Reisebüro zu haben. Sie allein wußte von meiner Fahrt, sie allein konnte mich erwarten.



Ich sage: Aha, so ist das, und Sie sind der Morgen-Anrufer, und Sie haben mich hierher gelockt. Was für ein übles Spiel. Was wollen Sie eigentlich von mir?

Das Wesen lächelt.

Ich beharre auf meiner Frage: Haben Sie mich angerufen?

Es sagt: Anrufe kommen immer von innen.

Ja, ja, schon, aber ich rede von einem konkreten Telefon-Anruf.

Alles ist konkret, und Außen ist Innen und Innen ist Außen.

Philosophisch, sage ich, aber ich frage präzise und will eine präzise Antwort.

Statt der Antwort kommt eine Gegenfrage: Erinnerst du dich an diese Stadt?

Nein. Ich war nie vorher hier.

Man kann sich auch an etwas erinnern, das man nie gesehen hat.

Ich habe auch nie vorher etwas gehört über diese Stadt.

Indem ich das sage, habe ich das Gefühl zu lügen. Ein absurdes Gefühl, aber nicht abzuweisen. Um mich abzulenken, frage ich: Wer sind denn Sie eigentlich? Wieso sagen Sie einfach du zu mir? Sind Sie von hier?

Von hier und nicht von hier.

Rätsel-Antworten sind keine Antworten auf meine präzisen Fragen.

Man bekommt keine andern Antworten.

Ach, gehen Sie zum Teufel.

Das kann ich beim besten Willen nicht, sagt das Geschöpf

und lacht, als habe ich einen lustigen Witz gemacht. Dieses Lachen nimmt mir die Waffe aus der Hand. Nun auch das Du gebrauchend, sage ich: Du fremdes Geschöpf, was weißt du von dieser Stadt?

Was willst du wissen?

Also: warum ist sie auf meiner Landkarte nicht eingezeichnet?

Weil sie jenseits der Grenze liegt. Hier sind Orte nicht eingezeichnet.

Na schön. Eine andre Frage: warum arbeiten diese Leute so stumm verbissen? Ist das eine Strafkolonie?

Ja und nein.

Was heißt das?

Die Leute haben sich diese Stadt gebaut, damit sie sich einschließen konnten.

Warum?

Das wirst du noch herausfinden.

Sie haben also diese Mauer selbst gebaut?

Ja, und sie bauen sie immer wieder auf, so oft sie auch einstürzt.

Es ist also nicht der erste Einsturz, den sie erleben?

O nein. Aber vielleicht ist es der letzte. Vielleicht geben sie endlich auf.

Glauben sie im Ernst, die Mauer gebe ihnen Schutz?

Eine mittlere Kanone und eine ganz kleine Bombe reißt sie mit Leichtigkeit ein, das müssen sie doch wissen.

Es ist schon geschehen. Aber sie bauen die Mauer sofort wieder auf. Mauern ohne Tore. Es gibt nur einen einzigen schmalen Durchlaß. Früher gab es sieben Tore.

Sie mauern sich also ein. Sie bauen sich ihr eigenes Grabmal. So war mein Eindruck richtig, daß der Hügel hier den Hügeln über den koreanischen Königsgräbern gleicht. Aber sag mir: warum um Himmelswillen tun die Leute das?

Um das zu erfahren, bist du doch gekommen.

Was sagst du da? Ich habe doch vorher gar nichts von alledem gewußt.

Und du erinnerst dich nicht an diese Stadt?

Nicht im geringsten, das sagte ich doch schon.

Wieder habe ich das Gefühl, zu lügen oder doch höchst leichtfertig zu antworten.

Vielleicht erinnerst du dich morgen, oder übermorgen.

Aber was denkst du! Ich bleibe doch nicht hier. Ich fahre heute abend noch zurück.

Wozu bist du gekommen, wenn du nichts sehen und nichts erfahren willst?

Ich kann doch den ganzen Nachmittag die Stadt besichtigen, das genügt.

Wenn es hell ist, siehst du nichts.

Aber ich kann mein Auto nicht hier draußen stehen lassen.

Warum nicht? Es geschieht ihm nichts. Ins Zentrum kannst du es nicht mitnehmen, und nur im Zentrum findet man, was man sucht.

Ich suche doch nichts!

Das Geschöpf lächelt, dann sagt es: Im Zentrum gibt es ein gutes Hotel, den Michaelshof.